

Zeiten der Unruhe

Eine sehr persönliche Zeitgeschichte der sozialen Bewegungen

Um die letzten 35 Jahre zu verstehen, muss ich ausholen und diese Geschichte in Erinnerung rufen, die vor 50 Jahren begann. Ich muss sie allerdings als meine Geschichte erzählen, denn ich habe sie erlebt, und sie war nie nur privat.

I.

Als die Soldaten die Tür des Klassenzimmers aufschlugen und sich im Schlepptau des Schuldirektors neben den gerade unterrichtenden Physiklehrer stellten, wusste ich, dass mein Leben nun eine Wendung genommen hatte. Der Unteroffizier, ein kleiner Mann mit Glupschaugen, las mit einiger Mühe drei Namen vom Zettel herunter, die ihm gewiss der Direktor aufgeschrieben hatte. Nach jedem gelesenen zeigte dieser auf den Besitzer des Namens, meiner war auch darunter, also musste ich aufstehen.

Die Soldaten schubsten uns auf dem Korridor die Treppen hinunter, wo die weiteren, aus ihren Klassen abgeholt fünf Schüler*innen warteten. Wir hatten in unserer Istanbuler Schule eine Versammlung initiiert und gegen die neuen, restriktiven Disziplin-Richtlinien für Gymnasien protestiert.

Die Gruppe wurde in zwei Kleinbusse gehievt. Wir fuhren in die Erste Abteilung der Polizei, jene für die politischen Gefangenen. Das war meine erste Festnahme. Ich war 17 Jahre alt.

II.

Klasse war für meine Generation von Marxist*innen die politische Richtschnur, folgerichtig auch die heilige Kuh, nicht nur in der Türkei. Wir diskutierten über Klassenverhältnisse, Haupt- und Nebenwiderspruch, Klassenkampf und natürlich Revolution. Letztere war an sich eine klare Sache: Übernahme der Macht, naturgemäß mit Gewalt, da der Staat das Gewaltmonopol nicht freiwillig aufgeben würde, Abschaffung des Privateigentums und stufenweise Fortschreiten zur klassenlosen Gesellschaft durch die Diktatur des Proletariats.

Aus heutiger Sicht mutet es seltsam an, dass in den 1970er Jahren junge Menschen trotz der – inzwischen auch im Westen bestens bekannten – stalinistischen Untaten und der schlimmen Lebensbedingungen im „Realsozialismus“ noch immer weltweit bereit waren, sich der marxistischen Linken anzuschließen.

Vermutlich spielten drei Gründe dabei eine Rolle. Die 1968er-Bewegung

ging im Laufe ihrer Revolte gegen das Establishment an, insbesondere durch den Vietnamkrieg, den US-Imperialismus und den kapitalistischen „way of life“ zu hinterfragen. Dann: Die antikolonialen Revolutionen und Aufstände, allen voran in Lateinamerika, erblickten ihr Ziel, nicht zuletzt durch sowjetische „Hilfe“, allmählich im Sozialismus. Die Jugend der sogenannten halb-kolonialen Länder folgte dem eigenen imaginären Che Guevara. Und schließlich: Der *westliche Marxismus*, der durch die radikale Re-Lektüre marxistischer Klassiker eine alternative Form des Sozialismus jenseits dessen realer Version nahelegte, wurde, wenngleich sehr langsam, auch im Globalen Süden bekannt.

Ich gehörte einem kleinen Kreis von Student*innen und Schüler*innen an, die sich um eine Zeitschrift versammelt hatten, deren Ausrichtung eben dieser westliche Marxismus bildete. Wir hielten den Realsozialismus für verfehlt und plädierten für eine Aufarbeitung des Stalinismus.

Gewalt war zwar stets präsent: als staatliche oder von faschistischen Organisationen (etwa von „Grauen Wölfen“) ausgeübte nackte Gewalt im Alltag. Manche Stadtteile stellten für uns ein gefährliches Terrain dar. Die Rechten verübten an den Universitäten und auf der Straße gezielte Anschläge auf die Linken. Bei fast jeder Demonstration mussten wir mit Schüssen rechnen, die auf uns gefeuert wurden. Ein Großteil der linken Gruppen verstand sich seinerseits als bewaffnete Bewegung, und diese wandten manchmal auch gegeneinander Gewalt an.

In der Welt der Revolutionäre gab es nur *eine* Wahrheit. Es sprach demnach immer das Klassenbewusstsein aus dir: Du warst auf dem proletarischen Pfad (allerdings nur für die eigene unter den mehr als 50 Fraktionen) oder ein Klassenfeind, im besten Fall ein Abweichler/Revisionist. Die Klassiker standen dabei Pate, im wahrsten Sinne des Wortes, obwohl ihre wenigen Übersetzungen etwa ins Türkische unverständlich schlecht waren. Indoktrination bildete die verbreitete Lernform, Dogma das gültige Wissen.

Heute frage ich mich nicht selten, ob die gegenwärtigen „linken“ Diskurse und Personen nicht nach einem ähnlichen Muster funktionieren: ungeprüftes Wissen aus zweiter Hand, mit Hilfe eines aufgeschnappten Jargons „erlernt“ und weitergegeben, stete Bereitschaft, sich an einem Freund-Feind-Schema zu orientieren, den Feind auszuschließen und ihm das Wort zu verbieten. Insbesondere bei manchen antirasistisch-postkolonial ausgerichteten Diskursen werden heute Alarmglocken in meinem Hinterkopf laut.

Inzwischen hatte ich in Ankara ein technisches Studium aufgenommen und war im studentischen Theaterclub aktiv, in dem die größte linke Gruppe der Türkei das Sagen hatte. Obwohl ich nicht der Fraktion angehörte, war ich dort relativ willkommen, da ich bereits Wissen und Erfahrung im „epischen Theater“

Brechts vorweisen konnte. Bis man mich eines Tages unter Gewaltandrohung aus dem Club rauswarf – ein Angehöriger der Fraktion hatte ein anderes Stück als ich für das Uni-Festival vorgeschlagen, und ich hatte etwas zu lang und „theoretisch“ für meinen Vorschlag argumentiert. Die Erfahrung mit „Canceln“ machte ich also bereits im Jahre 1980.

Kurz danach wurde in der Türkei linke Politik insgesamt „gecancelt“: Das Militär ergriff durch einen Putsch die Macht und fing an, Tausende von jungen Menschen einzusperren, zu foltern und zu töten. Ein paar Monate später suchte ich das Weite und landete in Wien.

III.

„Ihr wollt eine Zeitschrift drucken? Dann müsst ihr zu den Trotzlisten, die haben eine Druckerei.“

Ich hatte in Wien mit dem Philosophiestudium begonnen und wohnte gemeinsam mit weiteren linken Student*innen, größtenteils aus der Türkei, in einer WG. Der Tipp für die Druckerei durch Genoss*innen war ein guter Zufall, wir standen ohnehin im Kontakt mit einer trotzkistischen WG. Es war die Zeit der Wohngemeinschaften, der Latzhosen und der Reclam-Hefte. Wir besuchten uns gegenseitig, tranken schlechten Rotwein aus Dopplerflaschen, aßen mitgebrachten Nudelsalat oder Eieraufstrich und redeten aufgeregt über politische Grundsatzfragen. Aus der Zeitschrift wurde nichts.

Vieles war nicht anders als kurz davor in Istanbul oder Ankara. Physische Gewalt fehlte zwar, verbaler Zwang und starrer Dogmatismus herrschten indes genauso auch hier. Zwei Dinge waren allerdings Neuland für mich. Erstens die Autonomie, die auf den Demonstrationen sozialismuskritische, aber durchweg kreativ-lustige Parolen skandierten, „Hoch, die internationale Kinderschokolade!“ zum Beispiel. Das gefiel mir, wiewohl ich das für mich behielt. Zweitens gab es hier Feminismus und Friedensbewegung, wenn auch noch nicht mit viel Auswirkung auf

die Praxis. Ich hörte das erste Mal die Namen Bertha von Suttner und Adelheid Popp; Alexandra Kollontai und Rosa Luxemburg waren mir bereits bekannt, in erster Linie aber als treue Kommunistinnen.

Was ich mitgebracht hatte, war ein weiterer Name: Rudolf Bahro. Einer aus meinem Kreis hatte ihn einmal erwähnt. Bahro, der Autor des 1977 erschienenen Buches *Die Alternative*, war in der DDR ein Dissident und ging nachher in den Westen. Seine weitere Lebensgeschichte ist eher tragisch. Aus einem Exemplar von *Die Alternative*, das ich damals für einige Wochen in die Hände bekam, konnte ich mit meinen bescheidenen Deutschkenntnissen (ich besuchte das zweisprachige *Istanbul Gymnasium*) Folgendes herauslesen: Will man den Sozialismus erfolgreich aufbauen, muss der Aufbau *vor* der Revolution beginnen. Diese muss zudem neben den gesellschaftlichen Strukturen auch die *Menschen* verändern, welche die neue Gesellschaft bilden sollen.

Das Wort „Alltagshandeln“ machte in Wien die Runde, und ich merkte, dass es in der hiesigen Szene durchaus Leute gab, die ihr Leben nach linken (und zum Teil frühchristlichen) Idealen zu gestalten suchten. Man sprach bereits von den „Alternativen“, mit einem hämischen Unterton, die das Alltagshandeln dem Warten auf die Revolution vorzogen. Sie versuchten das richtige Leben im falschen, dem Spruch Theodor W. Adornos zum Trotz.

In dieser Zeit sah ich eine Fernsehreportage mit dem Titel „Roma und Sinti im NS-Regime“. Auch das war neues Wissen für mich. Das Thema „Minderheit“ sollte nach linkem Verständnis unter dem Titel „unterdrückte Völker“ abgehandelt werden, denen das Recht auf Selbstbestimmung zwar zuzubilligen war, allerdings als Vorstufe einer sozialistischen Revolution, am besten freilich gemeinsam mit den Revolutionär*innen des unterdrückenden Volkes.



| Info & Credit auf S. 12.

Die „Kurdenfrage“ war damals (größtenteils leider auch heute) für die türkische Linke uninteressant; der Genozid an Armenier*innen wiederum kein Thema. Ich erinnere mich an den Kommentar eines „Altvorderen“ zu den Anschlägen der *Armenischen Geheimarmee zur Befreiung Armeniens (Asala)* in den 1970er Jahren auf die türkischen Diplomaten: „Sollen sie sich doch gegenseitig fertigmachen!“ Ich teilte die unausgesprochen akzeptierte Haltung der damaligen Linken: Ich bin ein Sozialist, kann ergo kein Täter sein und stehe auf der richtigen Seite.

Zu viele „Sonderinteressen“ ließ das Dogma ohnehin nicht zu. Nebenwidersprüche zu erkennen war in Ordnung, sie durften nur nicht vom Hauptwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital, dem Proletariat und der Bourgeoisie ablenken. Geschlechterverhältnisse zählten ebenso dazu wie Forderungen von Lesben und Schwulen oder Behinderten – sowie eben von ethnischen und nationalen Minderheiten.

Meine politische Welt glich in den ersten Wiener Jahren einem Schwarzweiß-Fernsehen, das den antagonistischen Gegensatz zwischen den Klassen gut abbilden konnte. Das Farbfernsehen sollte ich erst nach einigen Jahren entdecken: mit einem Grüntich.

IV.

1983 war der 300. Jahrestag der zweiten Wienbelagerung durch die Osmanen. Das „Türkenjahr“ wurde mit einer Großausstellung im Wiener Künstlerhaus begangen. Das Ausstellungskonzept stieß auch auf Kritik: zu viele Waffen, zu viel Militärgeschichte, kaum Bezug zu den „Gastarbeitern“ heute ...

Im Rahmen der Diskussionen über ein *anderes* Jubiläum kam ich mit einem Kreis von „alternativen“ Student*innen aus dem Burgenland in Berührung, der eine Publikation plante und darin neben den relativ neuen grünen Themen auch einen kritischen Blick auf jene „Gemma Türken schauen“-Ausstellung bieten

wollte. Ich kann mich nicht an das Schicksal des geplanten Artikels erinnern, den ich gemeinsam mit einer Kollegin aus dieser Gruppe hätte verfassen sollen. Es war jedenfalls meine erste Begegnung mit einer der Kerngruppen von den Grünen Österreichs.

Mir kam vor, dass diese jungen Menschen genauso überzeugt und hartnäckig wirkten wie die marxistischen Genoss*innen, aber sie waren friedfertiger und verwiesen in den Diskussionen oft auf Dinge, die bis dahin nicht als politisch galten: In welchen Behältern soll Milch verkauft werden? Mit welchen Transportmitteln sollen wir zu unseren Treffen kommen? Warum sind in der Redaktion so wenige Frauen? Ich war beeindruckt.

Ein Jahr später, 1984, kam es zur Au-Besetzung in Hainburg. Nun saß ich vor dem Fernseher im Studentenheim, sah mir den Journalisten Günther Nenning mit dem Hirschgeweih am Kopf an und verstand nicht, was das Ganze sollte. Lenins

Gleichung, Sozialismus bestehe aus Elektrifizierung plus Sowjets, hing vermutlich noch fest in einer dunklen Kammer meines Denkkapparates.

1986 machte Tschernobyl nicht nur solche Fragen größtenteils obsolet, sondern bereitete auch den Anfang vom Ende des „Ostblocks“. Die Verdichtung der historischen Symbole des Wandels wurde am Maiaufmarsch des Jahres manifest: 70.000 Personen (ich war eine davon) standen im plötzlich einsetzenden Regen, skandierten klassenkämpferische Parolen und wurden möglicherweise einer radioaktiven Auswaschung ausgesetzt.

1986 war überhaupt ein „Knotenjahr“ hierzulande. Der zerbröckelnde Realsozialismus warf seinen Schatten auch auf Österreich, ein erheblicher Teil der Linken fing an, andere Themen als Klassenkampf zu favorisieren: Frieden, Umwelt, Gleichstellung von Frauen – und: Vergangenheitsbewältigung ...

Die Bundespräsidentenwahl fand drei Tage nach dem radioaktiv verregneten 1. Mai statt – u. a. mit: Kurt Waldheim, dessen NS-Vergangenheit im Zuge der Kandidatur bekannt geworden war, was wiederum eine „Jetzt erst recht“-Reaktion in Teilen der Bevölkerung auslöste; Freda Meissner-Blau, erste Kandidatin für dieses Amt und Grüne; Otto Scrinzi, Rechtsaußen des „Dritten Lagers“, der den Aufstieg von Jörg Haider zum FPÖ-Obmann im selben Jahr mitgestaltete.

Die „Waldheim-Affäre“ zog nicht nur die Hinterfragung des Opfermythos nach sich. Sie war ein weiterer Einschnitt in der Selbstorganisation der politischen Gegenkultur. So wurde etwa *Republikanischer Club – Neues Österreich* als zivilgesellschaftliche Plattform gegen Antisemitismus und Geschichtslüge gegründet. Mit dem trojanischen Holzpferd, aus dessen Bauch die Gespenster der Vergangenheit kriechen sollten, war jedenfalls ein politisch-künstlerisches Sinnbild geschaffen – mit Verweis auf das

Bonmot vom damaligen Bundeskanzler Fred Sinowatz: „Nehmen wir also zur Kenntnis, dass nicht Waldheim bei der SA war, sondern nur sein Pferd.“

Wohl völlig ohne Bedeutung für die österreichische Öffentlichkeit, bildete im nächsten Jahr die Entstehung der *Initiative Ausländischer Studierender – IAS* einen wichtigen Schritt in meinem Leben. Damals durften Student*innen, die keine österreichische Staatsbürgerschaft besaßen, bei der ÖH-Wahl zwar wählen, aber nicht kandidieren. Als eine lose Gruppe an der Uni Wien studierender Migrant*innen beschlossen wir, einen bereits eingebürgerten kurdischen Kollegen als Kandidaten aufzustellen. Der Wahlausgang blieb für unsere Liste, wie erwartet, völlig unter der Wahrnehmungsgrenze. Aber sich gegen eine absurd undemokratische Regelung zu stellen und das in einigen Medien kundtun zu können, hatte uns Mut gemacht. Überdies wurde die Wahl im nächsten Jahr aufgehoben, weil eine rechtsextreme Liste unter dem Fake-Namen *Grüne Österreichs* mit Verbindung zur verbotenen NDP daran teilgenommen hatte.

Der 50. Jahrestag des „Anschlusses“ wurde in Österreich 1988 unter dem offiziellen Titel „Bedenkjahr“ veranstaltet. Ich bin mir bis heute nicht sicher, ob die Reden und Aktionen des besonderen Jahres der Aufarbeitung der eigenen Beteiligung am NS-Regime gedient haben oder doch der Stärkung der Opferthese. Im Burgtheater wurde jedenfalls Thomas Bernhards Stück *Heldenplatz* aufgeführt, das ebenso zum medial inszenierten „Volkszorn“ führte wie das sogenannte Hrdlicka-Denkmal gegen Krieg und Faschismus auf dem Wiener Albertinaplatz.

Das im Vergleich zu Deutschland viel zu spät erfolgte Gedenken an das NS-Regime und die offizielle Ächtung des Antisemitismus fielen in eine Zeit hinein, in der der (damals „Ausländerfeindlichkeit“ genannte) Rassismus gegen Migrant*innen und

Geflüchtete rapide salonfähig wurde. Dies hatte – nicht nur in Österreich – eine natürliche Allianz zwischen zwei gesellschaftskritischen Strängen zur Folge: dem Antifaschismus und dem Antirassismus.

Die Trennung der Wege dieser beiden linken Bewegungen sollte später durch zwei Brüche erfolgen: zunächst ab 2000, im Zuge der Proteste gegen die schwarz-blaue Koalition, dann heute, im Anschluss an die Gräueltaten der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023.

V.

Bereits die Vorzeichen der „Wende“ im Jahr 1989 hoben meine ohnehin verworrene politische Welt aus den Angeln. Ich bezeichnete mich zwar durchweg als links, aber lange nicht mehr als Marxist; mit dem Realsozialismus hatte ich schon in den 1970er Jahren nicht sympathisiert. Ich weinte dem zusammenbrechenden System keine Sekunde nach, dennoch brach etwas in mir. Als ich gegen den Schluss vor dem Fernseher sah und mit großer Sorge die Nachrichten über die Heckenschützen der rumänischen *Securitate* verfolgte, wohnen zwei Seelen in meiner Brust: Ich hatte Angst um weitere Opfer und wollte, dass man diese Mörderbande fasste und gerecht bestrafte. Zugleich tat es weh, zu wissen, dass das Ende endgültig war und auch das Ende meiner Jugend mitsamt ihren Idealen bedeutete.

Ein weiteres Fernsehereignis prägt noch heute meine Erinnerung an das Wendejahr. Ich wurde zu einer *Club 2*-Diskussion eingeladen: als *türkischer* Doktoratsstudent der Philosophie (der Moderator sagte im Wortgefecht: „Sie sind eingeladen, weil Sie ein gescheiter Türke sind“), der obendrein in einer Band zusammen mit Griechen spielte. Abgesehen von dem Ablauf der Sendung, der ein kommunikatives und politisches Deseaster darstellte, blieb mir vor allem der Titel nachgerade sinnbildlich in Erinnerung. In der Einladung war „Die multikulturelle Gesellschaft“ als Thema angegeben; wohl das



Roundtable-Gespräch
anlässlich 10 Jahre
Initiative
Minderheiten, 2001

Mit Gerd Valchars,
Cornelia Kogoj,
Gamze Ongan, Hakan
Gürses (beide auch
auf S. 10) und
Vladimir Wakounig

Fotos: Mehmet Emir

erste Mal würde dieses geflügelte Wort der 1990er Jahre hierzulande fallen – hätte die Redaktion den Titel nicht in letzter Minute geändert. Am Tag der Sendung las ich in der Zeitungsankündigung den *Club 2*-Titel: „Stehen die Russen vor Wien?“

Eine neue Weltordnung wurde schrittweise angekündigt. Eine Reihe von neuartigen Kriegen war die Folge: beginnend mit dem sogenannten Zweiten Golfkrieg 1990 und dem Jugoslawienkrieg 1991. *Das Ende der Geschichte*, der Titel einer Schrift des Politologen Francis Fukuyama, verkündete das Ende des bipolar aufgestellten Systems der „Supermächte“, wurde öffentlich vor allem aber als Sinnpruch zur Befriedung des Klassenkampfes ausgelegt. *Kultur* wurde zum Universalschlüssel der sozialwissenschaftlichen Analyse. Angriffe und Anschläge auf Migrant*innen und Asylwerber*innen-Heime begleiteten die neue Ordnung der Kriege im Inneren.

Ich hatte meine Aufmerksamkeit seit Mitte der 1980er Jahre intensiv den sogenannten postmodernen Autor*innen gewidmet. Entwicklungspolitisch engagierte Linke lasen *Orientalismus* von Edward Said,

eine jüngere Generation von Feministinnen las *Das Unbehagen der Geschlechter* von Judith Butler. Der Postmarxismus kam mit der Theorie der *Radikalen Demokratie* (Chantal Mouffe und Ernesto Laclau) auf. Der Wandel war vollzogen, die neuen sozialen Bewegungen dominierten allmählich in Theorie, Forschung und Organisationslandschaft. *Klasse* war inzwischen out, das Geflecht *Differenz/Identität* war in.

In dieser Gemengelage entstand 1991 die *Initiative Minderheiten* mitsamt der Zeitschrift *Stimme*. Ich trat der Organisation im Jänner 1993 bei, am Tag des „Lichtermeeers“, das die neu gegründete NGO *SOS Mitmensch* gegen das „Ausländervolksbegehren“ der FPÖ veranstaltete.

Ich erfuhr viel über Minderheiten, übte mich darin, die Gesellschaft aus einer minoritären Perspektive zu betrachten. Ich lernte, schrieb und unterrichtete in den nächsten Jahren viel über die politischen Theorien der neuen sozialen Bewegungen aus dieser Perspektive.

Als die *Volksstimme*, Zeitschrift der KPÖ, den kommunistischen

Schriftsteller und *Stimme*-Autor Erwin Riess und mich 1995 zu einem Streitgespräch mit dem Parteivorsitzenden Walter Baier einlud, merkte ich, wie deutlich der Bruch zwischen der „alten“ Arbeiterbewegung und den neuen sozialen Bewegungen mittlerweile geworden war. Jedenfalls in meinem eigenen Denken.

Der Rest ist Geschichte – der letzten 35 Jahre. Wie diese verlaufen ist, wie wir Mitarbeiter*innen und Aktivist*innen der *Initiative Minderheiten* und anderer in diesen Jahren entstandenen NGOs sie wahrgenommen und darauf reagiert haben: Das kann in den bisher 139 Heften der *Stimme* nachgelesen werden. Und in den Beiträgen des vorliegenden Heftes.

Auch diese Geschichte erlebt allerdings gerade einen Wandel, ja sogar einen Bruch. Dazu haben wir, habe auch ich, in den letzten Jahren einiges geschrieben. Wie das Ganze dann ausgegangen ist, darüber wird sicher, jedenfalls hoffentlich, jemand in 35 Jahren schreiben.